

dieser Besprechung redet der Antizionist Schoeps Klartext. Die Herausgeber des Tagungsbandes behaupten im Vorwort, dass Schoeps auch für den Zeitgeist der Gegenwart eine Herausforderung bleibt. Dem kann auch zustimmen, wer manche Standpunkte von Schoeps nicht teilt. Man kann seine Schriften auch heute noch mit Genuss und Gewinn lesen.

Yizhak Ahren, Köln

Gisela Dachs (Hg.), **Identitäten**. Jüdischer Almanach der Leo Baeck Institute. Jüdischer Verlag im Suhrkamp Verlag, Frankfurt 2009. 141 Seiten.

Manche Diskussionen über „jüdische Identität“ haben den Schreibenden schon in Versuchung geführt, den Teilnehmern Blätter auszuteilen, auf denen sie über Herkunft und Bedeutung des Begriffs „Identität“ Auskunft geben sollten. Um es radikal kurz zu machen: Identität ist *Das-„Was-ist-das* [z. B. ein *Jude*]-*Sein?*“ Und nun nehme man einen Menschen, der wie seine Vorfahren als Jude im Jemen lebt, sowie den Nachkommen einer Familie, die seit tausend Jahren in Worms ansässig war und vor siebzig Jahren nach New York ausgewandert ist, die eine Person ist weiblich, die andere männlich, und beschreibe diese Leute so, dass man sie als „jüdisch“ definieren kann. Ich wäre nicht als Einziger für eine echte Lösung dieser Aufgabe dankbar. So ist es denn zu begrüßen, dass die erfahrene Herausgeberin den Gesamttitel in den Plural gesetzt hat; das Jüdische freilich, wofür die Leo Baeck Institute doch stehen, fehlt in manchen Beiträgen und so auch im Titel.

Robert Schindel skizziert die „Leidensgeschichte jüdischer Identität“ in süffig burschikosem Anekdotenstil ohne erkennbaren Respekt vor religiösen Phänomenen und Konzepten als wiederholtes Ein und Aus, Bleiben-Wollen und Gehen-Müssen. Vollends in die Fülle der ungehemmten Dezi-bels geraten wir in *Joshua Neumans* amerikanischem Magazin „Heeb“. Hier wird ein obsolet gewordener Antijudaismus zur Marke einer Spielart (Akzent auf Spiel) von Judentum, das sich *ex negativo* bestimmt: Bloß nicht zum „establishment“ gehören.

Seriöser wird es mit *Meir Javedanfar* und *Konstanty Gebert*: Jener berichtet von seinen erfreulichen Erfahrungen mit den Nachbarn im Iran, die mit den Schrecken des Regimes aufs Krasseste kontrastieren, dieser von der großen Sehnsucht nach Wissen unter der grausamen stalinistischen Herr-

schaft in Polen. Ihre ersten Kenntnisse bezogen er und andere u. a. aus den großen jüdischen Romanen von Schalom Asch. Geberts Identitätsgestaltung in seinem Land beeindruckt, Javedanfars Hoffnung auf Freundschaft zwischen denen, die in ihr Land zurückgekehrt sind, und dem Ort einer zweieinhalb Jahrtausende alten Diaspora stimmt hochgemut.

Recht pragmatisch ist *Sergey Lagodinskys* „Weg einer russisch-jüdischen Familie nach und in Deutschland“. Jüdisches ist hier ein kaum sichtbares Spurenelement. *Elena Gomel* hingegen liefert brauchbares Material zur Präsenz „der Russen“ in Israel. In die gleiche Kategorie gehören *Maoz Azaryahus* Erwägungen zum Klischee „der Tel Aviver“: Dieses erweist sich als etwa gleich richtig und gleich falsch wie jedes Klischee mit einem bestimmten Artikel. A. B. Yehoschuas Romane zu beurteilen, fühlt sich dieser Rezensent nicht kompetent; er möchte annehmen, sie seien deutlich besser als die Spekulationen über „die zionistische Revolution“. Diese erscheinen als ein Spiel mit den Elementen *Religion* und *Nation*, dessen Resultat wenig überzeugend wirkt, zumal der Begriff der *Nation* nicht genügend geklärt wird.

Politischê Brisanz bietet *Yehouda Shenhav* mit seinem Artikel „Arabische Juden“. Seine Erzählungen über die Art, in der Leute von gleicher Herkunft wie er auf seine Darstellung der israelischen Gesellschaft reagieren, rufen in dem mitteleuropäischen Juden, der ich bin, Erinnerungen wach: Das vom Autor so bezeichnete „Eintrittsbillet“ in die herrschende Gesellschaft ist natürlich nicht die Taufe (wie im Europa des 19. Jh.), sondern eine Leistung, die nur von einem arabischen Juden erbracht werden kann: Spionage in arabischen Landen. Wenn ein arabischer Jude gar eine Professur bekommt, wird er das, was wir für die Nichtjuden einen „Renommierjuden“ nannten, während er für assimilationswillige Juden als Beweis für ihren Erfolg herhielt. In der Tat legt der Verfasser den Finger auf ein arges Problem, das weit über den großen Kreis der „Misrachim“ (Ostjuden) hinausreicht. Ob es die litauische Jeschiwa mit ihrer spezifischen Methode des Talmudstudiums und der religionsgesetzlichen Praxis ist, ob der religiös-nationalistische oder der strikt säkularistische Sektor – die eigene, oft ausgesprochen banausisch-geschmacklose „Kultur“ wird rücksichtslos durchgesetzt; die reiche Vielfalt nicht nur des religiösen Brauchtums, sondern auch der intellektuellen Methoden und Blickpunkte, die sich in der Diaspora über viele Jahrhunderte entwickelt hat, droht verloren zu gehen.

Einen ganz anderen Aspekt der von der Exilerfahrung bestimmten Identität zeigt der Jurist *Dan Assan* knapp und eindringlich auf. Warum wollen so viele Israelis deutscher Herkunft zu ihrem israelischen auch einen deutschen Pass haben? Den tiefen Grund dafür sieht Assan bei seinen Mandanten (ihre Zahl liegt im sechsstelligen Bereich) darin, dass es – gerade nach den Erfahrungen des 20. Jh. – überlebenswichtig ist, die richtigen Papiere zu haben. Dass zwei Pässe diese Sicherheit doch nicht immer gewährleisten, zeigt der Schluss des Beitrags; er verdient sorgfältige Lektüre.

Die einsame geistige Höhe dieser Sammlung erreicht *Lutz Fiedler* mit einer knappen und klaren Darstellung von Gershom Scholems Sprachphilosophie im zionistischen Kontext, die ihn zum unerbittlichen Gegner jeder antihistorischen Hebraistik (gar des eine Zeit lang grassierenden Kanaanertums) machte. Wer, wie es eine sich politisch gerierende Mode will, die Last seiner Identifikation auf das real existierende Israel abwälzt, täte gut daran, sich mit dem Denken eines wahrhaft großen Wissenschaftlers zu befassen, dem man wirklich nicht Nostalgie vorwerfen kann.

In die spezifisch religiöse Welt führen die letzten vier Beiträge. *Liliane Targownik* erklärt, wie sich das Verhältnis der streng traditionell praktizierenden Welt zur Bildkunst gewandelt hat. Seit zwanzig Jahren bildet die Filmschule Ma'ale in Jerusalem Filmschaffende aus, deren Werke auch außerhalb der religiösen Wohnviertel Erfolg haben. Die Qualität eines Spielfilms, der sich mit einem allgemein empfundenen Problem, etwa der Vergewaltigung, befasst, hängt offensichtlich nicht davon ab, ob religiös begründete Einschränkungen beachtet werden oder nicht. Bemerkenswert ist die starke Präsenz der Frauen und Mütter unter den Studierenden dieser Schule. Schranken haben es so an sich, dass sie durchbrochen werden können, besonders dann, wenn sie Gesellschaften verschiedenen Lebensstils voneinander trennen sollen.

Welche praktischen Schwierigkeiten Leute zu meistern haben, die von orthodoxen Vierteln in säkulare Gegenden ziehen wollen, berichtet *Varda Lifshitz* in einem Interview. Nicht nur, dass das Durchschnittsalter der „choserim bi-sche'ela“ (die weggezogen und wiedergekommen sind) gestiegen ist, auch dass manche früher oder später ihre einstige Lebensgestaltung ganz oder teilweise wieder aufnehmen, sollte Pauschalurteile fragwürdig erscheinen lassen. *Daan van Kampenhout* stellt aufgrund seiner persönlichen Geschichte die endlos debattierte Frage, wer Jude sei. Selber konvertiert, lässt er sie doch soweit offen, dass er sich einer höchst inklusi-

ven Gemeinde hat anschließen können. Bemerkenswert ist, dass neben den üblichen genealogischen Gesichtspunkt auch der ontologische tritt, der gerade im ersten Beitrag dieses Bandes (13) kavaliersmäßig abgetan wird.

Ist es schade oder sinnvoll, dass diese Sammlung in der Sprachlosigkeit endet? *Avi Feldman* beschreibt, ohne es beim Namen zu nennen, wie er die jüngste Vergangenheit seines Volkes ins Schweigen schickt, wie sein deutscher Gefährte mit der seinigen ein Gleiches tut, und wie er zur Erkenntnis findet, dass beide eine gemeinsame Sprache finden müssen, wenn anders eine Verbindung von Menschen mit gleicher (wenn auch ganz verschieden erlebter) Vergangenheit gelingen soll.

Simon Lauer, Freiburg

Irmtraud Fischer/Mercedes Navarro Puerto/Andreas Taschl-Erber (Hg.), **Tora. Die Bibel und die Frauen.** Eine exegetisch-kulturgeschichtliche Enzyklopädie. Hebräische Bibel – Altes Testament Bd. 1.1. Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 2010. 443 Seiten.

Vor noch gar nicht so unglaublich langer Zeit, ungefähr in der Mitte der zweiten Hälfte des 20. Jh., kamen kleine Büchlein, Taschenbücher meist, auf den Markt, mit Titeln wie „*Frauen der Bibel*“, „*Die Bibel und die Frauen*“ und dergleichen mehr. Schon das war neu, dass überhaupt ein ganzes Buch sich nur mit einem solchen „Randthema“ befasste. Und heute?

Heute liegt vor mir das erste Buch von geplanten 22 – deren gemeinsames Ziel es ist, Rezeptionsgeschichte der Bibel durch die „Genderbrille“ darzustellen. Der von mir gewählte etwas flapsige Begriff „Genderbrille“ meint: Es geht um Wahrnehmung der Bibel durch Frauen, auch um biblische Frauenfiguren, aber auch grundsätzlich um gender-relevante biblische Themen (wobei sich die Frage stellt, welche davon auszuschließen wären) über den gesamten Zeitraum bisheriger Auslegungsgeschichte – und dies ausdrücklich nicht als ‚Kompensationsgeschichte‘, die der ‚normalen‘ Rezeption eine Sonderperspektive an die Seite stellen würde, sondern mit dem Bewusstsein und Anspruch, eine grundsätzliche Neuschreibung vorzulegen, in welcher nicht mehr die Hälfte der Menschheit als minder bedeutsam ausgeschlossen wird. Ein gleichermaßen ehrgeiziges wie großartiges Projekt, nicht allein aufgrund des gewählten Themas, sondern auch aufgrund des